

# Thea W.

«Das Beziehungsnetz gibt mir das Gefühl, hier zu Hause zu sein»



**Thea W., f., geboren 1958, aus Gosheim auf der Schwäbischen Alb/Deutschland, seit 1980 in Zürich**

Von wo kommst du? Ich bin in Gosheim, auf der Schwäbischen Alb aufgewachsen. Ich habe vier Geschwister, zwei ältere Schwestern und zwei jüngere Brüder. Mein Vater hatte ein Handwerksgeschäft. Meine Mutter verdiente dazu: Sie nähte Vorhänge und arbeitete später in einer Fabrik. Wir konnten sie an ihrem Arbeitsort jeweils besuchen. Über Mittag waren wir immer alle daheim. Es war auf dem Land so üblich, dass man nach Hause zum Mittagessen geht. In Deutschland geht man schon mit drei Jahren in die Kinderschule, was für die Mütter häufig heisst, dass sie dann wieder anfangen, eine Teilzeitarbeit aufzunehmen. Das Dorf entwickelte sich vom Bauern- zum Industriedorf ohne Charakter. Meine Eltern kommen beide aus einem bäuerlichen Milieu. Meine Mutter kam aus dem Schwarzwald nach Gosheim, wo sie meinen Vater kennenlernte, der von dort stammt.

Gab es in Gosheim bestimmte Orte, die für dich als Kind von Bedeutung waren? Die Werkstatt meines Vater, die direkt neben der Zuglinie lag: eine Holzhütte, die wir als Kinder oft aufsuchten. Wir mussten manchmal mithelfen. Dann war da meine Grossmutter, die häufig auf einer Bank vor dem Haus sass und einfach schaute, was so passierte. Schliesslich erinnere ich mich an mein Elternhaus mit einem riesigen Garten, in dem wir alles anpflanzten, was wir zum Leben brauchten. Noch heute finde ich die Erdbeeren von da oben einfach die besten auf der Welt, selbst wenn sie nie ganz reif werden.

Ich wurde katholisch erzogen, das war ein fester Bestandteil unseres Lebens. Am Sonntag gingen wir in die Kirche.

Und während der Woche hatte jeder einfach seine Rolle zu erfüllen.

Welche Werte wurden euch vermittelt? Glaube, Ehrlichkeit. Als Negativbild wurden uns zum Beispiel die Fabrikanten vorgesetzt, Leute, die nicht mehr in die Kirche gehen, nur noch Vergnügungen im Kopf haben und bei denen das Geld eine wichtige Rolle spielt.

Ein politisches Ereignis, an das ich mich sehr gut erinnere, ist der Einmarsch der Russen in die Tschechoslowakei im Jahre 1968. Mein Vater hatte grosse Angst davor, dass die Russen einmarschieren könnten. Wir gingen übers Gleis, ich sass auf seinen Schultern, und er erzählte mir von dieser Angst vor dem Krieg, von der diffusen Angst vor dem Kommunismus. Er wurde ja im 2. Weltkrieg als 16jähriger eingezogen. Auch meine Mutter schilderte immer wieder viele Kriegserlebnisse.

Ich merkte dann, dass man über diese Generation nicht einfach sagen kann: «Ihr seid schuld. Ihr habt es gewusst.» Ich fragte immer wieder nach: «Wieso habt ihr nichts gemacht?» Sie konnten sich nicht organisieren. Sie konnten nicht einmal fassen, was da eigentlich geschah. Ein Beispiel: In Rexingen, einem Dorf im Tal unten, nahe dem Wohnort meiner Mutter, wohnten viele Juden. Während des Krieges wurden über Rexingen Flugblätter abgeworfen: «Rexingen im Loch, wir holen dich doch.» Schliesslich wurden alle jüdischen Bewohner abtransportiert. Ihr Hab und Gut wurde versteigert. Das Geld floss wahrscheinlich in die SS-Kasse. Der Vater meiner Mutter erwarb dort ein Blumengestell. Ich habe einfach nicht verstanden, warum sie das taten und sich nicht gegen die Deportationen wehrten. Aber sie wussten wahrscheinlich wirklich nicht, was in Auschwitz und Dachau passierte.

Überdies muss man sagen, dass der süddeutsche Raum Hitler nicht gewählt hat. Meine Mutter erzählte auch immer, dass sie, als Hitler in die nächste Kleinstadt gekommen sei, nicht hingegangen sei. Wichtig für sie war auch, dass der Pfarrer nicht für die NSDAP gestimmt hatte.

Was wolltest du als Jugendliche einmal werden? Ich ging bis zur Mittleren Reife in die Schule. Ich wollte eigentlich Schauspielerin werden. Um diese ewige Angst zu überwinden, dass ich mich nicht ausdrücken könne, oder um in andere Rollen zu schlüpfen. Eine Figur wie «Stiller» von Frisch gefällt mir sehr gut: Eine zugewiesene Rolle zu verlassen. Ich sehe das bei meiner Arbeit im Spital: Wenn ein Alkoholiker eintritt, ist er immer der Alkoholiker. Man bekommt im Leben selten die Chance, einmal etwas wirklich anderes zu machen. Vielleicht bin ich deswegen von Deutschland weggegangen.

Etwas Neues zu beginnen, wurde von meinen Eltern nicht unbedingt gefördert.

Wie ging es nach der Schule weiter? Meine Eltern drängten mich nicht in eine bestimmte Richtung. Nach Schulende war ich 16 und ging in die Fabrik, um die Zeit zu überbrücken, bis ich wusste, wie es weitergehen sollte. Man erwartete von uns, dass wir arbeiten gehen. Die Zeit in der Fabrik war furchtbar – vor allem wegen der langweiligen Arbeit. Anfangs lenkte ich mich noch mit Rechnereien ab, z.B. wieviel ich in zehn Jahren produzieren würde. Gleichzeitig informierte ich mich über andere Möglichkeiten. In der Nähe von Gosheim gab es eine Modellschule, eine Ganztageschule, die von der katholischen Kirche aufgebaut worden war. Ich betreute dann dort Kinder, die mit 15 Jahren kaum jünger waren als ich. Ich bewarb mich auch im sozialen Bereich, in dem ich mich ausbilden wollte. Vom Beruf der Sozialpädagogin hatte ich irgendwo einmal gelesen. Ich bewarb mich für das Freiwillige Soziale Jahr und kam nach Bad Dürkheim zu einer Institution, in der sich Kinder aus ganz Deutschland aus verschiedensten Gründen therapieren liessen. Ich verdiente dort als Praktikantin 80 Mark pro Monat. Es gefiel mir, und ich dachte daran, in Zukunft im sozialpädagogischen Bereich mit Kindern zu arbeiten. Nach ungefähr einem halben Jahr fiel der Entscheid, Krankenschwester zu werden. Ich war mit meiner Mutter auf dem Arbeitsamt, wo mir eine Broschüre in die Hände fiel. Die Mutter fand: «Das wäre doch etwas für dich.» Wir gingen nach Rottweil, wo wir von einer Nonne empfangen wurden. Sie konnte sich sofort vorstellen, wie ich in einer Haube aussehen würde, und bemühte sich darum, dass ich dort die Ausbildung als Krankenschwester machen konnte. 1976 – man musste 18 sein – fing ich mit der Ausbildung an.

Das Krankenhaus in Rottweil wurde von Nonnenschwestern beherrscht. Fast alle Stationen, auch die Schulleitung, wurden von ihnen geleitet. Die Schulleiterin war naiv, sie meinte, die Welt bleibe einfach stehen. Einmal als sie auf dem Weg zur Kirche ein neues Sexlokal entdeckte, rief sie dort an und beschwerte sich, dass es uns Mädchen nicht gut tue, daran vorübergehen zu müssen. Wir hatten einen streng geregelten Tagesablauf. Man erwartete von uns, dass wir von 6.15 bis 6.45 Uhr in der Kirche waren und um 7 Uhr mit der Arbeit beginnen würden. Wir hatten also gerade noch zehn Minuten, um etwas zu essen. Es gab eine ganz strikte Hierarchie, auch zwischen den Ärzten, die alles Männer waren. Wenn der Chef auf Visite kam, schnippte er mit den Fingern, und wir Krankenschwesternschülerinnen verschwanden mit unseren Eimern und liessen uns

nicht mehr blicken. Es wurde uns auch gesagt, dass wir nicht mit Ärzten reden dürften. Mit Patienten durften wir uns nicht über private Dinge unterhalten – es war uns nicht einmal erlaubt, vor den Patienten zu essen. Einmal ass ich einen Apfel, und die Patientin sagte zu mir: «Das hat Ihnen aber geschmeckt, Schwester Thea.» Ich habe mich so geschämt, weil es verboten war. Alles war so reglementiert, dass ich drei Jahre lang Magenweh hatte.

Dieses Regime förderte andererseits den Zusammenhalt unter uns. Ich wohnte mit einer Kollegin in einem kleinen Zimmer. Mit ihr habe ich heute noch Kontakt. Die Schulleitung nahm sogar Einfluss auf die Dekoration des Zimmers. Ich hatte ein Bild von einer jointrauchenden Frau aufgehängt. Das wurde kritisiert. Meine Freundin und ich versuchten dann immer wieder, uns etwas aufzulehnen. Einmal ging es beispielsweise um das Thema «Abtreibung». Ohne dass ich eine feste Meinung dazu gehabt hätte, wandte ich lediglich ein, es gebe durchaus Gründe, um abzutreiben. Die Nonne war absolut entsetzt darüber, dass ich mir nur schon vorstellte, es könnte solche Gründe geben.

Diese Ausbildung empfand ich als sehr einschneidend und einschränkend. Denn gleichzeitig war ich durch meine beiden Schwestern, die in Stuttgart lebten, mit der politischen und kulturellen Bewegung Mitte der siebziger Jahre in Kontakt gekommen: Brecht-Theater, Anti-Atomkraftwerk-Demonstrationen und Diskussionen über antiautoritäre Erziehung. Sie eröffneten mir neue Perspektiven. Der Begriff «emanzipatorische Erziehung» grub sich tief ein: Erziehung nicht als Herrschen und Befehlen, sondern als Prozess, in den Kind wie Eltern ihren Teil einbringen.

Ich lernte einen Bekannten meiner Schwester kennen und konnte mit ihm auch über Politik diskutieren. Für mich war es in dieser Zeit neu, dass man mit Männern so reden konnte. Im Kontakt mit Gleichaltrigen war mir das vorher nie passiert. Ich komme ja auch nicht aus einem Elternhaus, in dem viel diskutiert wurde.

Wie ging es nach der Ausbildung weiter? Ich wusste, dass ich weg wollte. Sofort. Ich fand gleich nach der Ausbildung eine Stelle in einem Rehabilitationszentrum für Herz- und Kreislaufkranke in Bad Krozingen, zwischen Freiburg und Basel. Ich blieb dort ein Jahr, von 1979 bis 1980. Ich erlebte einen Wandel: Als Krankenschwester hatte ich nun eine andere Position, wir wurden nicht mehr reglementiert, wir konnten mit den Ärzten reden. In Bad Krozingen lernte ich einen Mann kennen, der in Zürich auf der Neurochirurgie

arbeitete und mir davon erzählte. Ich dachte: «Zürich. Genau da will ich hin.» Mir kam dann wieder in den Sinn, dass ich als zwölfjährige einmal die Tante meiner Mutter in Zürich besucht und dass es mir dort sehr gut gefallen hatte. Ich bewarb mich und kam 1980 nach Zürich.

Was hast du während der ersten Zeit gemacht, und wie hast du Zürich wahrgenommen?

Ich lebte im Personalwohnhaus mit drei Schweizerinnen zusammen. Wir hatten kaum Kontakt. Von anderen, die mit Deutschen wohnten, hörte ich, dass sie viel mehr zusammen unternahmen. Ich orientierte mich sehr stark an den Deutschen und an anderen Ausländerinnen. Wenn ich länger frei hatte, ging ich nach Hause oder nach Stuttgart. Ich hatte schon das Gefühl, dass ich hier vor allem arbeite. Ich merkte, dass ich hier fremd war – mehr als in Bad Krozingen. Auch wegen der Sprache wurde ich als Ausländerin wahrgenommen. Am Telefon sagte mir einmal jemand, er spreche nicht mit einer Deutschen. Ein anderer wollte mir später keine Wohnung vermieten, weil ich Deutsche war.

Bei der grenzsanitären Untersuchung wurde mir auch bewusst, dass ich in ein anderes Land komme, wo man mich kontrolliert, wo man mich untersucht, wo etwa Dunkelhäutige auf TBC untersucht werden. Das erste Papier, das ich ausfüllen musste, befremdete mich: Man musste «ledig und kinderlos» sein, damit man hier arbeiten konnte. Ich merkte zum erstenmal, dass man Bedingungen erfüllen muss. Ich hatte das Gefühl, mich in den ersten drei Monaten, während der Probezeit, mehr anpassen zu müssen.

Ich lernte dann im Spital einen tschechischen Medizinstudenten kennen. Er hatte den Pass für Asylbewerber. Er war politisch sehr interessiert. Er machte mich ein bisschen mit Zürich vertraut, auch mit der politischen Szene. Mit ihm lernte ich das Autonome Jugendzentrum kennen. Ich verfolgte dann diese achtziger Bewegung, fühlte mich aber immer als Beobachterin. Das waren die ersten Kontakte mit der Zürcher Bevölkerung. Einmal als ich mit diesem Tschechen auf der Strasse war, fuhr die Polizei auf und schoss Tränengaspetarden auf die Leute. Ich spürte diese Ohnmacht, und das solidarisierte mich mit den anderen Jungen. Wir flüchteten sofort; ich hatte Angst, dass man mich an die Landesgrenze stellen könnte. Ich weiss nicht, ob das passiert wäre. Aber ich wusste: Er ist Ausländer, ich bin Ausländerin, und wir dürften hier nicht dabei sein.

Andrerseits kam ich über eine Kollegin auch mit der Frauenbewegung in Kontakt. Das waren die beiden Orte, die mich stärker mit der Schweiz und Zürich verbanden. Schweizer

Kolleginnen oder Kollegen hatte ich zu jener Zeit nicht. Wenn ich in der Stadt allein war, fühlte ich mich ausgegrenzt. Ich hatte das Gefühl, ich gehöre nicht dazu, ich habe hier keine Geschichte, ich bin fremd.

Hast du als Ausländerin Nachteile erfahren? Ja. Ich bekam beispielsweise weniger Lohn als die Schweizerinnen. Dann konnte ich auch nicht einfach die Arbeitsstelle wechseln. Man ist immer ans Kontingent gebunden und muss die Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung jedes Jahr wieder beantragen. Während der ersten fünf Jahre kriegte man einfach einen Stempel und hoffte auf eine neue Aufenthaltsbewilligung. So lebte ich jahrelang im Provisorium. Ich machte noch die Ausbildung für Intensivmedizin und wusste nicht, ob ich nachher nach Deutschland zurückkehren würde. Andererseits fand ich die Arbeitsbedingungen besser. Ich erlebte hier eine höhere Wertschätzung für den Krankenpflegeberuf. Ich konnte mir auch mehr Zeit für die Patienten nehmen und konnte mehr Vorstellungen meines Berufsbildes umsetzen. Die Arbeit empfand ich hier als professioneller.

Wie haben sich deine Kontakte in Zürich weiterentwickelt? Gab es einen Zeitpunkt, an dem du fandest, du seist jetzt da? Ja. Als ich mich bei der KME, der Kantonalen Maturitätsschule für Erwachsene, informierte, ob ich die Matura machen könne. Und als ich plötzlich sah, dass das für eine Ausländerin möglich war. Das war eine gute Erfahrung. Man sagte mir dann, ich bekomme als Ausländerin keine Stipendien. Aber immerhin müsse ich kein Schulgeld entrichten, weil ich hier zwei Jahre lang Steuern gezahlt hatte. Das war der Moment, in dem ich mich fragte, ob ich hierbleiben oder zurückkehren sollte. Ich fragte mich auch, wohin in Deutschland? Die Freunde im Dorf waren längst weggezogen, und mit den Freunden in Stuttgart konnte ich auch von hier aus in Kontakt bleiben. Ich fuhr häufig nach dem Spätdienst um Mitternacht nach Deutschland und fand es toll, nachts zu fahren, alleine Musik zu hören. Das gab mir ein Gefühl von Freiheit. Mit dem Lohn, den ich hier verdiente, konnte ich mir auch mehr leisten als mit dem Lohn in Deutschland.

Da ich die ersten Prüfungen an der KME nicht bestand, nahm ich Algebra- und Geometrikurse und besuchte in Frankreich zweimal Französischkurse. Mein tschechischer Freund unterstützte mich. Zeitweise arbeitete ich vierzig Prozent im Spital und machte daneben die KME. Mit meinem Freund ging ich oft in die Szenenbeizen, um zu diskutieren. Ich wusste mittlerweile, wo man linke Bücher kriegte. Mein Freund war in einem sehr kritischen Milieu aufgewachsen, und das konnte er mir gut vermitteln, obwohl ich nicht besonders politisiert war.

So kam ich immer mehr in diese Zürcher Gemeinschaft hinein. Auch durch die KME, wo sich ebenfalls Leute fanden, die nicht konform, sondern aus ihrer vorgespurten beruflichen Laufbahn ausgestiegen waren. Ich war auch im Chor und frischte meine Gitarrenkenntnisse auf. Ich fand es schön, an einem Ort zu sein, an dem ich sagen konnte: «Hier habe ich die Schule und die Matura gemacht.» Ich wuchs da hinein, Schritt für Schritt. Und ich kannte auch die üblichen hier verwendeten Ausdrücke und Abkürzungen wie «Handsgi» oder «Soz».

Als ich an der KME war, trennte ich mich von meinem Freund. Es machte mir Mühe, dass er hier nicht sehr verwurzelt war, sondern immer in dieser Beobachterrolle blieb, mit niemandem verflochten war und sich eigentlich nicht integrieren konnte. An der KME lernte ich meinen späteren Mann kennen. Nach der Ausbildung machten wir zuerst eine Töfftour durch Australien, und ich wollte danach studieren. 1991, nach der Geburt unserer Tochter, heirateten wir, und ich wurde dadurch Doppelbürgerin. Das ist ein sehr guter Status. Rein formal kann ich Deutsche bleiben und habe in der Schweiz endlich die Möglichkeit, abzustimmen. Ich fand es schon vorher wichtig, in dem Land abzustimmen, in dem man lebt. Seit ich Doppelbürgerin bin, habe ich hier noch keine Abstimmung verpasst. Ich bekam dann auch Stipendien, was mir ermöglichte, meine Arbeit auf 20 Prozent zu reduzieren. Ich weiss nicht, ob ich es durchgehalten hätte, soviel zu arbeiten, zu studieren und mich um das Kind zu kümmern. Die Stipendien ermöglichten es mir, das Studium mit etwas weniger Stress hinter mich zu bringen.

Was hast du studiert? Anfangs wählte ich Philosophie im Hauptfach – wohl weil ich etwas meinem philosophisch versierten Exfreund nacheiferte. Im siebten oder im achten Semester wechselte ich zur Soziologie im Hauptfach und zur Europäischen Volksliteratur im Nebenfach. Zum einen weil mir neben der Arbeit mit dem Kind nicht die nötige Zeit blieb, um alle wichtigen Philosophen zu studieren. Zum andern kam die Soziologie meiner Beobachterinnenrolle als Ausländerin sehr entgegen. Ich stand zwischen zwei Ländern. Ich bin weder Deutsche noch Schweizerin. Ich bin in Deutschland aufgewachsen, ich habe in Zürich gelebt. Auf dem Hintergrund meiner Herkunft interessierte mich die Gesellschaft als Phänomen: verstehen wollen, was sie zusammenhält, wie das funktioniert.

Ich nahm immer wieder Themen auf, die entweder mit Deutschland oder mit der Frauenbewegung oder mit der 68er-Bewegung zu tun hatten: mit den Stationen, die ich während meines Lebens kennengelernt hatte. Zum Beispiel die Autono-

mie der Neuen Frauenbewegung. Es war mir immer wichtig, etwas über die Frauenbewegung in der Schweiz zu erfahren. Gleichzeitig wollte ich wissen, wie es in Deutschland war.

Ich kann heute nicht sagen, ob ich einmal nach Deutschland zurückkehre. Ich habe die Möglichkeit, und das ist gut zu wissen.

Wie erlebst du hier das Zusammenleben zwischen Schweizern und Ausländern? Von institutioneller Seite her bemüht man sich um Integration. An der Basis gibt es Abgrenzungen, sowohl auf schweizerischer als auch auf ausländischer Seite. Manche ethnische Gruppe interessiert sich nicht für das Leben hier. Sie wollen nicht, dass ihre Kinder etwas von den Schweizern lernen. In der Schule meiner Tochter sind etwa die Hälfte Ausländerkinder. Aber es wird dort viel unternommen, um die Integration zu fördern. Es gibt kleinere Klassen. Es wird darauf geachtet, dass man eine gemeinsame Sprache findet – nicht nur Deutsch als gemeinsame Verständigungssprache, sondern ganz bestimmte Vokabeln. Man achtet etwa darauf, dass «Tamil» nicht als Schimpfwort benutzt wird.

Fühlst du dich mit Leuten aus anderen Nationen verbunden? Einmal sass ich in Deutschland im Zug, neben mir ein Sarde. Er erzählte mir, wie viele Stunden er schon unterwegs sei, von seinen Brüdern, die ausgewandert waren, vom Heimweh. Das kam mir alles sehr vertraut vor. Ich weiss natürlich, dass es eine Hierarchie unter den Ausländern hier gibt. Ich bin als Deutsche weit oben, ich gehöre nicht zu den Ausländern, die kulturell völlig fremd sind, ich habe keine Probleme, mich zu verständigen. Ich habe mich auch immer bemüht, die verschiedenen Dialekte und die verschiedenen Geschichten und Sagen kennenzulernen. Das Bild zu erweitern und Gemeinsamkeiten zwischen der Schweiz und Deutschland zu entdecken.

Was wünschst du dir für das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Kulturen hier in der Schweiz und in Europa? In erster Linie Toleranz, und zwar hinsichtlich der Religion und der Kultur. Gegenseitiges Interesse. Dass man nicht denkt: «Was wir haben, ist mehr wert, als was ihr habt.» Und dass man aufhört, so zu tun, als sei man besser als eine andere Gruppe. Und ein gegenseitiges Aufeinander-Zukommen. Es gibt auf beiden Seiten grosse Handicaps. Schweizerinnen dagegen, die aus anderen Gegenden kommen und durch die Binnenmigration das Gefühl erlebt haben, an einem Ort fremd zu sein, sind offener.

Was trägt dazu bei, dass du in der Schweiz zu Hause bist? Meine Familie ist sehr wichtig. Wenn ich zu meiner Mutter gehe, bin ich dort auch zu Hause. Wenn ich zu meinen Schwestern gehe, fühle ich mich dort genauso vertraut, vor

allem in ihrem Haus. Hier habe ich dazu noch Freunde, Freundinnen, Beziehungen zur Schule der Tochter, zum Unispital. Ich habe also ein Beziehungsnetz hier, gemeinsame Geschichten mit Leuten, die hier leben, die hier verwurzelt sind. Und das gibt mir eindeutig das Gefühl, dass ich hier integriert und zu Hause bin.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.  
Zürich: Limmat Verlag und [www.migrant.ch](http://www.migrant.ch)



Except where otherwise noted, this site is  
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)